



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bilder aus der Russischen Gesellschaft. 3. : Das politische Lustspiel. -
Opernmusik.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Reihe der Nationen, ist allein dieses: kein Volk hat je größer gedacht als das unsere von der Würde des Menschen, keines die demokratische Tugend der Menschenliebe werthtätiger geübt.

Durch eine eigene Fügung fällt mit der heutigen Feier der Beginn des preussischen Landtags zusammen. Zur Freude Aller, zur Bestätigung Vieler unter uns haben unsre Nachbarn jüngst bei den Wahlen bewiesen, daß unter den Deutschen noch etwas lebe von dem „Charakter des Kriegers“, der sich zu opfern weiß. Opfer hat dies Volk gebracht — und schwerer als solche, die sich schätzen lassen nach dem Tauschwerthe — für die Erfüllung einer ernsten Bürgerpflicht. Uns ziemt es zu bekennen, daß wir wissen: diese Thaten des Bürgerfinnes sind auch für uns vollbracht worden. Hoffen wir, daß über dem an so verheißungsvollem Tage begonnenen Landtage der Geist des Mannes walte, dem wir den Spruch verdanken: „Charakter haben und Deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend.“

Bilder aus der russischen Gesellschaft.

3.

Das politische Lustspiel. — Opernmusik.

Der russische Kalender ist hinter dem unsern um zwölf Tage zurück. Wie weit ist Rußland in andern Dingen hinter uns zurückgeblieben? Die Antwort lautet: in vielen wichtigen Dingen sind wir ihm um Jahrhunderte voraus, in andern nur um Jahrzehnte; wieder in andern höchstens um einige Jahre, während einige sind, in denen es uns nie gleichkommen wird, weil der slavische Geist eben ein anderer ist, als der germanische.

Beispiele für diese Behauptungen anzuführen wird unnöthig sein. Doch mag eins hier Platz finden. Um einen Vergleich zwischen der russischen Polizei und irgend einer andern aufzustellen, bei welchem beide sich fast vollkommen gleichen, müssen wir auf die Aguazils des Gil Blas zurückgehen. Die Beamten sind der Fluch Rußlands, und die schlimmsten von diesen Blutsaugern an den Lebensadern des Volkes sind die Polizeibeamten. Nicht daß die russische Gendarmerie die Reisenden übel behandelte, wie man gewöhnlich annimmt. Selbst die Paßquälerei ist von den Touristen, von denen einer in den Fußtapfen des andern geht, sehr übertrieben worden. Auf keinen Fall ist sie so groß wie im kaiserlichen Frankreich, wo man fast keinen Schritt thun kann, ohne um seine Aufenthaltskarte befragt zu werden, und wo man sich bei jedem Gasthofwechsel frisch einschreiben lassen muß. Ebensowenig mischt sich die russische Polizei in der Weise des Kaisers Napoleon in häusliche Angelegenheiten. In

Frankreich darf man nicht fünfzig Personen in seinem Hause versammeln, ohne die Polizei davon in Kenntniß zu setzen, die dann in der Regel einen Aufpaffer hinschickt; in Rußland weiß man davon nichts. Auch die Regeln der Straßenordnung werden von den Constablern, die auf allen Hauptstraßen aufgestellt sind, nicht besonders streng gehandhabt.

„Niemals sah ich sie,“ erzählt Edwards, „einen Hieb austheilen, ausgenommen, wenn eine Sperrung der Straßen drohte, an das Pferd eines Iswostschiks, und die Schimpfreden, die dann gewöhnlich von letzterem folgten, schienen zu beweisen, daß der Rutscher eben keine unnöthige Ehrfurcht vor der Macht und Würde des Butostschnik empfand. Aber bei einer Gelegenheit, wo ein unverschämter und theilweise benebelter Russe von einem Engländer auf sehr passende Weise zu Boden geschlagen worden, sah ich, daß ein Butostschnik dabei stand, als der Gefällte eine Geldentschädigung für den Schlag empfing, und daß der liebenswürdige Butostschnik bemerkte, Geld sei das einzige Auskunfts-mittel. Da der Engländer auf einen Ball wollte und nicht wünschte, die Nacht in einer Butka zu verbringen, so gab er dem Manne der Polizei natürlich Recht und die Sache wurde in aller Gemüthlichkeit ausgeglichen, indem der verletzte Theil für ein sehr schönes blaues Auge eine Entschädigung empfing, die etwa einem Schilling und acht Pence gleich kam. Wie viele von den fünfzig Kopeken in die Tasche des Butostschnik flossen, weiß ich nicht zu sagen. Aber es ist vollkommen sicher, daß der Wächter der öffentlichen Ordnung von dem Friedensbruch Nutzen zog, und in gleicher Weise profitirt die russische Polizei von jedem Verbrechen und jedem Mißgeschick, das zu ihrer Kenntniß gebracht wird. Wenn ein Gast in einem Hotel etwas vermißt und die Polizei von seinem Verlust benachrichtigt, so werden die Herren ihn für Anbringung der Klage bezahlen lassen, so werden sie dann den Wirth dafür, daß in seinem Hause gestohlen worden, bezahlen lassen, und so werden sie schließlich den Dieb, wenn sie ihn fangen, dafür, daß sie ihn nicht einstecken, bezahlen lassen.

Einem meiner Bekannten war ein Buch entwendet worden, er folgte der Spur bis in einen Antiquarladen und war dann Thor genug, den des Diebstahls Verdächtigen von der Polizei einsperren zu lassen. Mit froher Miene nahm der Polizeimann den Dieb in Empfang, mit froher Miene ging der Dieb mit dem Polizeimann. Dann hatte der Bestohlene auf der Polizei zu erscheinen und wieder zu erscheinen und abermals zu erscheinen und sofort und jedesmal Geld zu zahlen, bis man ihm endlich gegen Entrichtung von zwei Rubeln seine Klage zurückzuziehen gestattete.

Ein Franzose, welcher in der Haupthandelsstraße Moskau's lebte, versicherte mir, wenn er einen ertappe, der in seinem Laden gestohlen, so fielen es ihm nicht ein, ihn auf die Polizei abzuliefern. Er habe dies, sagte er, schon zu oft gethan; denn habe man sich einmal mit der Polizei eingelassen, so sei kein Los-

kommen, und sein Recht zu erlangen, unmöglich. „Was thun Sie denn mit einem erwischtem Ladendieb?“ fragte ich. „Je nun, wir nehmen ihn ins Hinterstübchen, hauen ihn tüchtig durch und werfen ihn dann auf die Straße,“ war die Antwort. „Wir wissen, daß wir ihn nicht wiedersehen werden. Er dankt Gott, so wohlfeilen Kaufs davon gekommen zu sein, und wir thun desgleichen.“

„Die Furcht vor der Polizei ist so groß, daß ein Russe einem Leichnam oder einem Sterbenden aus dem Wege geht, damit die Alguazils ihn nicht darüber betreffen und ihn als Mörder fassen, um ihm Geld abzupressen. Einer meiner Freunde befand sich eines Tages im Troiza Traktir zu Moskau, als plötzlich ein Kaufmann vom Schlag getroffen wurde. Augenblicklich waren alle Tische um den Sterbenden leer, und es fand sich Niemand, ihm das Halstuch zu lockern. Der erste Gedanke Aller war, der Polizei zu entgehen, welche die Leute Monate hindurch mit täglichen Citationen geplagt haben würde, wenn sie sie nicht gar eingezogen und gethan hätte, als ob sie an eine Ermordung des apoplektischen Gentleman glaube.“

„Der russische Polizeibeamte ist ein autorisirter Räuber,“ und Jedermann weiß das, da es nicht möglich ist, täglich einen Thaler auszugeben, wenn man nur einen halben Thaler pro Tag einnimmt. Edwards erzählt: „Ein Freund von mir sah einst einen Iswostschik fast in Thränen, weil ein Kwartalny (Wiertelscommissär) sich von ihm durch ganz Moskau hatte fahren lassen, ohne ihm zuletzt mehr als etwa sechzehn Pfennig dafür zu reichen — natürlich hatte der Kutscher kein Mittel sich Gerechtigkeit zu verschaffen. Aber der Kwartalny begnügt sich nicht, arme Lohnkutscher zu betrügen, er hält sich gewöhnlich selbst Equipage und überdies ein paar Schreiber, die seine Arbeit thun, und er macht dies bei einem Gehalt von 40 Pfund jährlich möglich. Er preßt jedem Hausbesitzer, wenigstens jedem Ladeninhaber seines Bezirks Geld ab. Er läßt sich mit fünf oder zehn Rubeln beschenken, weil sein Geburtstag ist oder weil unser Geburtstag ist, oder weil man eine Firma über dem Laden hat oder weil man einen Laden ohne Firma hat. Er läßt uns nur dann unangezapft, wenn wir von Adel sind; denn von Adel sein heißt in Rußland, das Privilegium haben, als menschliches Wesen von Verstand und Gefühl behandelt zu werden und Andere zu behandeln, als ob sie nichts der Art wären.“

Weniger schädlich für das Publicum, aber eben so niederträchtige Bursche wie die Polizeiofficianten, sind jene Militär- und Civilbeamten, die selbst im Angesicht einer Invasion nicht so viel Vaterlandsliebe besitzen, sich der Plünderung des Gouvernements zu enthalten. So hören wir von Dampfercapitänen, welche täglich so und so viel für Kohlen berechneten, während die Fahrzeuge doch im Hafen lagen und nicht geheizt hatten. Die Beschießung von Sweaborg soll zu einer wahren Festlichkeit für gewisse Magazin-Verwalter geworden sein, welche Entschädigungen für Borräthe erlangten, „die vielleicht durch die englischen

Bomben vernichtet worden wären, wenn sie überhaupt jemals in den Magazinen gelegen hätten.“ Mehrere von den Commissären in der Krim wurden beschuldigt, die für die Hospitäler von Sebastopol erhaltene Leinwand den Verbündeten verkauft zu haben, und wenn dies auch wahrscheinlich unwahr ist, so ist die weite Verbreitung dieses Gerüchts doch schon ein Beweis dafür, daß man solchen Handel für möglich hielt, und daß ähnliche Geschäfte gemacht wurden, haben die Verurtheilungen hoher russischer Offiziere in den Jahren nach dem Kriege zur Genüge dargethan.

Die Beamtenkrankheit war längst schon als ein Hauptgebrechen Rußlands anerkannt, aber selbst die Energie des Kaisers Nikolaus vermochte nichts zur Milderung des Uebels zu thun. Da machte sich endlich die russische Bühne ans Werk, und ihr dankt das Land, daß wenigstens eine Diagnose der häßlichen Seuche existirt.

Ueber die Geschichte des russischen Theaters bitten wir den Leser, der ein Interesse dafür hat, das Buch von Edwards selbst nachzulesen. Hier beabsichtigen wir nur die beiden merkwürdigsten Lustspiele, die Rußland je hervorgebracht hat, den „Revisor“ von Nikolaus Gogol und „Kummer von Wis“ (Gore ot Uma) von Gribojedoff, zu besprechen. Diese Komödien, obwohl grundverschieden nach Conception und Ausführung, haben doch dieselbe Grundlage: die Gebrechen des russischen Beamtensystems, und beide sind zu einem ernstern Zweck geschrieben, wie man ihn in keinem andern dramatischen Werke dieser Gattung verfolgt findet, Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro“ ausgenommen, welche allerdings ebenfalls ein politisches Pamphlet in dramatischer Form ist. „In den meisten Ländern,“ sagt unser Berichterstatter, „ist die Presse als Organ politischer Kritik der Bühne voraus, aber in Rußland ist bis auf die jezige Regierung die Bühne der Presse voraus gewesen.“

Der Gang des Gogolschen Stückes ist in Kurzem folgender. Khlestakoff, ein junger Mann im Staatsdienst zu St. Petersburg, hat auf einer Reise von der Hauptstadt nach seines Vaters Gut all sein Geld ausgegeben und sieht sich aus Mangel an Fonds genöthigt, in der entfernten Provinzialstadt zu bleiben, in welche der Schauplag der Komödie verlegt ist. Er befindet sich in einem elenden Wirthshaus, und der Wirth verweigert ihm nicht nur fernern Credit, sondern droht auch bei der Polizei zu klagen, daß er sich bei ihm mehre Tage aufgehalten, ohne ihm einen Kopfen zu zahlen. Nun trifft sich, daß in dieser kleinen Stadt, wo jeder Beamte seine besondere Art von Schurkerei betreibt, der Postmeister als ein Ding, das sich von selbst verstehe, alle Briefe zu lesen pflegt. Der Inhalt derselben bildet eigentlich seine ganze Unterhaltung, die, wie man erwarten wird, ebenso mannigfaltig als interessant ist. Er trägt sogar Briefe mit sich herum und sagt zu seinen Freunden: „Da hab' ich hier 'nen Brief von einem jungen Menschen, der von einem prächtigen Ball

berichtet; ich denke seine Beschreibung wird Sie interessieren“ und so weiter. Dieser Postmeister hat bei der geschilderten Praxis Wind davon bekommen, daß ein Generalrevisor im Begriff steht, ihnen einen Besuch zu machen, daß derselbe der Träger geheimer Weisungen ist und daß er incognito reist. Auch der Gouverneur der Stadt ist von der Ankunft des schrecklichen Mannes benachrichtigt, und alle Beamten des Ortes kommen zusammen, um sich über den besten Plan zu besprechen, dem Abgesandten der Regierung Sand — wosern erforderlich, Goldsand in die Augen zu streuen. „Letzte Nacht träumte mir von Ratten“, sagt der Chef, „ich wußte, daß etwas Furchterliches im Anzug wäre.“

Zunächst empfiehlt der Gouverneur einige Vorsichtsmaßregeln; denn es ist ganz unmöglich, daß der Erwartete sich nicht auf Bestechungen einlassen, sondern streng nach seiner Pflicht verfahren sollte. „Wäre ich an Ihrer Stelle“, sagt er zu dem Aufseher des Hospitals, „so gäbe ich meinen Kranken reine Nachtmüßen. Der Revisor wird es vielleicht nicht gern haben, wenn sie wie Schornsteinfeger aussehen, was gewöhnlich der Fall ist. Und dann würde ich eine Schrift über jedes Bett setzen — in Latein oder einer andern Sprache — welche das Datum, wo der Patient krank geworden, oder so was Aehnliches angäbe. Auch würde ich weniger Kranke im Spital haben, weil man sonst denken könnte, sie würden nicht gebührend behandelt.“

„Was das Behandeln betrifft“, erwidert der Aufseher, „so habe ich das Alles mit dem Doctor arrangirt. Je einfacher die Behandlung, desto besser. Wenn einer stirbt, so stirbt er, wenn er gesund wird, so wird er gesund. Wir ahmen die Natur nach. Ueberdies aber, wie kann der Doctor mit den Kranken über ihre Gebrechen reden, wo er nicht ein Wort Russisch versteht?“

Hier läßt der Arzt ein unverständliches Gemurmel vernehmen.

„Und Sie,“ fährt der Gouverneur, zum Richter gewendet, fort, „würde es nicht ein guter Einfall sein, wenn Sie Ihre Gerichtsstube in Ordnung brächten? Sie halten Hühner drin. Die Hühnerzucht ist sicherlich eine verdienstliche Beschäftigung, aber — ich weiß nicht, ich dächte, eine Gerichtsstube, Sie verstehen mich, wäre nicht der rechte Ort dazu. Dann liegt da in dem Verhörzimmer eine Jagdpeitsche auf dem Pulte unter den Acten. Ich weiß, Sie sind Jagdliebhaber, und das ist ganz schön, aber es würde nichts schaden, wenn Sie die Jagdpeitsche wegthäten. Sie können sie ja wieder hinlegen, wenn der Revisor abgereist ist. Sie haben außerdem andere Fehler, wie sie natürlich Jedermann hat — die Vorsehung hat das so gefügt, was auch die Voltairianer dagegen sagen mögen — aber Sie lassen sich wirklich zu häufig Jagdhunde schenken.“

„Jagdhunde!“ entgegnet der Richter. „Na wirklich, was wollen ein paar Grenzboten II. 1862.

Hunde bedeuten? Wenn eins einen Pelzmantel fünfhundert Rubel werth, oder einen Kaschmirshawl für seine Frau annimmt, so ist's was Anderes."

"So, was Anderes?" antwortet der Gouverneur ärgerlich. "Wohl denn, soll ich Ihnen sagen, weshalb Sie sich Hunde schenken lassen? 's ist, weil Sie nicht an Gott glauben. Was ich auch sein mag, so habe ich doch meine Religion; aber Sie — wenn Sie von der Formation der Welt reden, so stehn mir die Haare zu Berge."

Für das Ortsgymnasium ist ebenso wohl gesorgt wie für das Hospital und die Gerichtsstube, die Straßen sind in Unordnung, die Gassen nicht gepflastert. Die Ladeninhaber sind jahrelang schon genöthigt, dem Gouverneur an seinen Geburtstagen — er ist so glücklich, deren jährlich zwei zu haben — unerhörte Geschenke zu machen, und neulich ist eine Soldatenfrau, die als eine Freie summarischer körperlicher Abstrafung nicht unterworfen ist, durchgepeitscht worden. Die Beamten zittern, zanken sich und werfen sich gegenseitig ihre Sünden vor: „Sie nehmen so viel, ich nur so viel: Sie stehlen zu viel für Ihren Posten“, und so geht's fort, bis plötzlich die Nachricht hereinkommt, im Gasthose sei ein Herr, der Niemand bezahle.

„Dann muß es ein Regierungsbeamter von hohem Rang sein“, ist die allgemeine Ueberzeugung, und sofort geht eine Deputation nach dem Wirthshaus, wo Kblestakoff und sein Diener abgestiegen sind.

Kblestakoff nimmt, als der Gouverneur der Stadt angemeldet wird, an, daß er ihn wegen Beschwindelung des Gastwirths ins Gefängniß stecken will, und nun kommt es zu einer höchst komischen Scene. Kblestakoff beginnt mit einer Anklage des Wirths. Er hat ihm ein schlechtes Zimmer, schändlichen Thee, verabscheuenswerthe Mahlzeiten gegeben. Der Gouverneur beklagt das tief und spricht die Meinung aus, dann werde ein Wechsel der Wohnung abhelfen.

„Ich verstehe“, sagt Kblestakoff entrüstet, „Sie wollen mich ins Gefängniß bringen. Wissen Sie, Herr, wer ich bin? Wissen Sie, daß Sie einen kaiserlichen Beamten vor sich haben?“

„Er ist entschlossen, seine Pflicht zu thun“, überlegt sich der Gouverneur, „weil er fürchtet, irgend eine Vernachlässigung auf seiner Seite werde mit Gefängniß bestraft werden. Aber wie wüthend er ist. Es muß ihm eins hinterbracht haben, daß ich die Soldatenfrau auspeitschen ließ und daß ich mich bestechen lasse.“ Und darauf setzt er jenem auseinander, daß die Geschichte mit der Soldatenfrau eine Lüge ist, und daß er, was die Geschenke angeht, niemals welche von großem Werth genommen hat und daß übrigens sein Gehalt nicht im Einklang mit seinen Ausgaben steht. Der darüber sehr erstaunte Kblestakoff versichert dem Gouverneur, daß er nicht die Absicht hat, sich in seine Privatangelegenheiten zu mengen, und daß er in der Stadt nur verweilt, um Geld von daheim zu erwarten.

„Wie pfliffig er's andreht,“ denkt der Gouverneur, ist aber entschlossen, sich nicht fangen zu lassen. „Wenn Sie Geld brauchen“, bemerkt er, „so ist es meine Pflicht, Reisenden Gefälligkeiten zu erweisen. Erlauben Sie mir, Ihnen zweihundert Rubel vorzustrecken.“

„Mit Vergnügen“, erwidert Ahlestakoff.
Der Gouverneur gibt ihm ein Packet Banknoten, und als der junge Reisende eingewilligt hat, sie ohne sie gezählt zu haben, in die Tasche zu stecken, sagt jener vergnügt für sich: „das habe ich wunderschön gemacht. Ich sehe, daß wir uns verständigen werden. Statt zweihundert Rubel habe ich ihm vierhundert gegeben.“

Schließlich zieht Ahlestakoff in das Haus des Gouverneurs, wo er von jedem Beamten der Stadt fetirt und nicht bloß fetirt, sondern mit Geschenken überhäuft wird, mit denen man die Nachsicht des vermeintlichen Revisors erkaufen will. Er verlobt sich sogar mit der Tochter des Gouverneurs, worüber dieser vor Freuden fast den Verstand verliert und Visionen bekommt, in welchen er General ist.

Nachdem alle Beamten dem „Herrn Revisor“, ihren Tribut dargebracht, erlangen die Kaufleute der Stadt eine Audienz. Sie bringen Hüte Zucker und Flaschen mit Brantwein, um sich damit die Gunst „Seiner durchlauchtigsten Hoheit des Herrn Finanzministers“, wie sie ihn tituliren, zu erkaufen. Der eine klagt, daß der Gouverneur ihm nicht bloß Kleider für sich und seine ganze Familie abnöthigt, sondern auch noch ganze Stücke Tuch von fünfundzwanzig Ellen und mehr mit in den Kauf nimmt. Ein anderer bezeugt seine Betrübnis darüber, daß er, wenn er nicht Geschenke gibt, mit Einquartierung von einem ganzen Regiment bedroht wird. „Ich kann dich nicht prügeln“, sagt ihm der Gouverneur, „weil das Gesetz dies nicht erlaubt, aber ich werde dich in meiner Weise schon daran kriegen.“ Es ist nicht das mindeste Pathetische in dem Kummer dieser Opfer des Beamtenthums. Sie sind durch die ewige Plackerei und durch das Beispiel ihrer Vorgesetzten so heruntergebracht, daß sie zu dieser Klage über die Ortsbeamten vor dem Beamten aus der Hauptstadt erscheinend sich mit der Stirn auf den Boden werfen und ihn mit Geschenken zu bestechen suchen, damit er ihren Quäler bestrafe.

Dann kommt ein armes Weib herein, deren Mann unter die Soldaten gesteckt worden ist. „Es war gegen die Gesetze; denn sie dürfen keine verheiratheten Leute nehmen“, klagt sie, „und außerdem war der Sohn des Schneiders an der Reihe, aber seine Mutter gab ihnen ein Stück Geld. Dann war noch Einer daran, aber seine Mutter brachte der Frau des Gouverneurs drei Ballen Leinwand, und so fielen sie denn zuletzt auf meinen armen Mann.“ Hier kann Ahlestakoff nichts thun. Er kann Geschenke nehmen, aber kein Unrecht wieder gut machen. Dann stellen sich andere Kläger und Bittsteller

ein, und zuletzt sind gar die Kranken im Spital aus ihren Betten gestiegen, um ihr Leid vorzutragen, und schon sieht man sie an den Coulißen, als der Vorhang fällt, und mit Recht; denn der „Revisor“ ist ein Lustspiel.

Als Khelestakoff die Stadt verlassen hat, kommt eines Tages der Postmeister in die Versammlung der Beamten, in der Hand einen nach seiner Gewohnheit erbrocknen Brief. Es ist eine Mittheilung Khelestakoffs an einen Freund in St. Petersburg.

„Wie konnten Sie sich unterstehen,“ sagen die andern Beamten, „den Brief eines so hochgestellten Herrn zu öffnen?“

„Hochgestellter Herr?“ erwidert der Postmeister. „Er ist überhaupt kein Herr. Der Teufel mag wissen, was er ist.“

Hier geräth der Gouverneur in sittliche Entrüstung. „Wissen Sie wohl, daß er mein zukünftiger Schwiegersohn ist?“ ruft er aus, „und daß ich General werde, und daß ich Sie nach Sibirien schicken könnte, falls Sie in diesem Ton reden?“

„Sibirien ist weit von hier,“ erwidert der Postmeister gelassen. „Lesen Sie selber.“

Die nächste Scene (dem „Misanthrope“ in der Form nachgeahmt) ist von erstaunlicher Komik. Der Brief enthält für jeden der Versammelten einen beleidigenden Satz. Der Gouverneur, sich bloßgestellt sehend, will über eine Stelle hinwegsehen, aber der Postmeister nimmt ihm den Brief aus der Hand und liest weiter. Dann als dieser ähnliche Nachsicht mit seinen Schwächen an den Tag legen zu wollen scheint, wird ihm das Document von dem Aufseher des Hospitals weggenommen, der aber ebenfalls stoßt, als bald darauf sein Name erwähnt wird, und so weiter durch die ganze würdige Versammlung.

„Daß ich mich an der Nase herumführen ließ, wie merkwürdig!“ ruft der Gouverneur mit reizender Naivetät aus. „Ich, ein Mann, der dreißig Jahre im Dienst und mit den geriebensten Spitzbuben der Welt zu thun gehabt hat. Ihm — habe in meiner guten Zeit drei Intendanten über's Ohr gehauen, ja drei Intendanten, und einen Intendanten hinter's Licht zu führen, will etwas sagen.“

Darauf erhebt sich die Frage: „Wer sagte zuerst, daß dieser Schwindler ein General-Revisor sei?“ — „Das waren Sie.“ — „Nein, es war Bobtschinski.“ — „Nein, Dobtschinski war's.“ Und ein Unglücklicher, Namens Dobtschinski wird eben als Sündenbock für das ganze Unglück vorgenommen, als plötzlich ein Courier erscheint und den Herren meldet, daß der wirkliche Revisor eingetroffen ist und sie sofort zu sehen wünscht. Die Wirkung dieser Botschaft kann man sich vorstellen. Der Vorhang fällt unter allgemeiner Bestürzung.

Das zweite politische Lustspiel „Gore ot Uma,“ Kummer von Wis, meint mit seinem Titel nicht gerade das, was wir jetzt Wis nennen, sondern, was

man etwa vor hundert Jahren darunter verstand, und das Stück zeigt, indem es ein lebendiges satirisches Gemälde des Lebens der Moskauer vornehmen Welt aufrollt, das Loos, welches unausbleiblich einen rechtschaffnen und geschickten Menschen erwartet, welcher von einer Gesellschaft von Lumpen und Tröpfen umgeben ist. Während Gogol in Prosa schreibt und wesentlich dramatisch verfährt, ist Gribojedoffs Komödie versificirt und mehr lyrischen Styls. Die Personen handeln wenig und discurren desto mehr, in der Hauptperson ist der Verfasser selbst verborgen, in den gemeinen und thörichten Seelen, die ihn als Nebenpersonen umgeben, steckt er ebenfalls, nur spricht er aus diesen ironisch.

Ischatski, der Held des Lustspiels, ist ein Menschenfeind, aber zugleich ein strebsamer, feuriger Schwärmer, der unter günstigeren Umständen vielleicht kein Menschenhasser geworden sein würde, obwohl Sophie, die Heldin des Stückes, bemerkt, „daß er sich am wohlsten befindet, wo die Menschen sich am lächerlichsten betragen.“ Das Lustspiel Gribojedoffs hat einige Aehnlichkeit mit Molière's „Menschenfeind“, doch liegt sie eigentlich nur darin, daß die Helden beider Stücke ihre Geliebte langweilen, der Franzose durch stetes Predigen, der Russe durch unaufhörliches Schelten. Alceste moralisirt und ergeht sich in langen Sermonen, Ischatski ist ein bitterer Satiriker und declamirt die schneidendsten Tiraden. Der Schluß ist hier, daß der verständige und warmherzige Ischatski von der Gesellschaft von Dummköpfen und Spitzbuben, gegen deren Verkehrtheiten und schlechte Streiche er umsonst seinen Wis verhoffen, einfach für verrückt erklärt wird.

Der Gang des Stückes ist sehr einfach. Ischatski, von seinen Reisen heimgekehrt, findet nach dreijähriger Abwesenheit von Moskau, daß sich Sophie, deren Neigung er einst besessen, nichts mehr aus ihm macht. Der hochsinnige, aber mit seiner Neigung zur Satire unbequeme junge Reisende, welcher zu sehr die Unabhängigkeit liebt, um in die Dienste der Regierung zu treten, wo nur Kriechen und Schmiegen ihm forthelfen kann, ist aus dem Herzen des Mädchens durch einen Musterbeamten, Namens Moltshalin verdrängt worden, der vor seinen Vorgesetzten stets schweigt, um nicht durch zu viel Reden Gefahr zu laufen, einmal Anstößiges zu sagen, der systematisch vor allen Höhergestellten schweifwedelt und der Tochter des Chefs seines Departements lediglich als Geschäftssache den Hof macht. „Mein Vater gab mir,“ sagt der kaltblütige Secretär, „auf seinem Todtenbett den Rath, mich bei Allen, mit denen ich in Berührung käme, auf guten Fuß zu stellen — mit dem Besitzer des Hauses, in dem ich wohnte, mit meinen Vorgesetzten in der Kanzlei, mit dem Bedienten, der mir den Rock ausbürstet, mit dem Hausmann, der mir die Thür aufschließt, ja selbst mit dem Hunde des Hausmanns, damit er mir nicht nach den Waden schnappe.“ Sophie liebt diesen Moltshalin aufrichtig, aber Moltshalin eigentlich Lisa, die Soubrette des Stückes, „und ich,“ sagt Lisa, „fürchte mich vor der Liebe wie vor dem Teufel, aber wie könnte man es über's Herz bringen, Petruscha, den Kammerdiener, nicht zu lieben!“

Famussoff, Sophie's Vater, ist ein serviler Functionär von hohem Rang, welcher in seinen besten Momenten Gemeinplätze etwas blühender Art vorbringt, während die unbeholfene Dummheit seines Freundes Skalozub, eines militärischen Pedanten, sich hauptsächlich durch naive Sentenzen auszeichnet. Das ganze Stück ist weit mehr Satire, als Komödie, Vieles darin greulich, nur Weniges belachenswerth. Als Probe diene eine Rede, die Famussoff für die gute alte Zeit hält, nachdem er auf Ischatski gescholten, daß er nicht in Staatsdienste getreten.

„Ihr jungen Herren seid alle voll Hochmuth, aber ihr solltet fragen, wie

es eure Väter machten. Es würde viel klüger sein, von Leuten zu lernen, die älter als ihr sind, von mir zum Exempel oder meinem seligen Oheim, Maxim Petrowitsch. Seine Mahlzeiten wurden ihm nicht bloß auf Silber-, sondern auf Goldgeschirr servirt, und an die hundert Bedienten besorgten die Aufwartung. Er war mit Orden bedeckt und fuhr nur vierspännig. Er verbrachte sein ganzes Leben am Hofe und an was für einem Hofe! Wie verschieden von dem heutigen! Es war der Hof der Kaiserin Katharina. Zu dieser Zeit wog Jedermann in der Hofhaltung mindestens seine vierzig Pud. Selbst wenn man sich vor ihnen bis auf die Erde bückte, würdigten sie einen nie eines Gegenrusses. . . . Was meinen Oheim anlangt, so hatte er ein ernstes Aussehen und eine stolze Haltung, aber vor Höhergestellten konnte er sich zusammenkrümmen wie ein Reisen. Einmal bei einem großen Ball im Schlosse rutschte er aus und fiel so heftig, daß er fast das Genick gebrochen hätte. Der alte Herr that einen tiefen Seufzer, wurde aber mit einem kaiserlichen Lächeln beglückt. Die Kaiserin lachen — was denken Sie, das er that? Er stand auf, schüttelte sich, machte einen Versuch, sich zu verbeugen und fiel wieder — aber diesmal absichtlich. Das Lächeln der Majestät dauerte fort, und siehe da, zum dritten mal machte er sein Stückchen mit dem Ausgleiten und Hinpurzeln. Nun, was meinen Sie dazu? — Wir hielten es für genial, denn durch dieses Fallen stieg er. Auf Grund dieser Kunstgriffe und ähnlicher Leistungen wurde er stets an den Spieltisch der Kaiserin befohlen und mit den gnädigsten Worten beglückt. Wer war der Liebling des ganzen Hofes? Maxim Petrowitsch. Wer wurde allenthalben mit der größten Hochachtung behandelt? Wieder Maxim Petrowitsch. Ich scherze nicht. Wer streute Titel und Pensionen um sich aus? Abermals Maxim Petrowitsch. Ja! und wer von euch jungen Laffen wäre werth, ihm nur die Schuhriemen aufzulösen!"

Ischatski: Sie sprechen die Wahrheit. Das war wirklich ein Jahrhundert der Furcht und knechtischer Gesinnung. Alles, was geschah, wurde unter der Maske des Eifers für den Souverän gethan. Ich spiele damit nicht auf Ihren Dattel an; wir wollen dessen Asche in Frieden ruhen lassen. Jetzt finden wir wenige Leute, die bereit sind, zum Amusement des Publicums den Hals zu brechen, und obwohl es immer Seelen geneigt zu Niederträchtigkeiten gibt, so schreckt sie in unsern Tagen die Furcht sich lächerlich zu machen ab und tritt an die Stelle des Schamgefühls. Daher kommt's, daß es mit den Aufträgen im Staatsdienst so langsam geht."

Jamuffoff: „Gott im Himmel, er ist ein Carbonaro!"

Eine andere starke Stelle im dritten Act ist folgende:

Skalozub: „Soll ich Ihnen eine gute Nachricht mittheilen? Es geht allgemein das Gerücht, daß in allen Lyceen, Schulen und Gymnasien künftig nur noch exerciren gelehrt werden soll. Die Bücher werden für besondere Gelegenheiten reservirt."

Jamuffoff: „Nein, Sergei Sergeitsch, wenn wir das Uebel bei der Wurzel fassen wollen, so müssen wir alle Bücher ins Feuer werfen."

Skalozub: „Durchaus nicht. Es gibt verschiedene Sorten von Büchern. Aber wenn man mich zum Censor machte, so würde ich gewiß in Bezug auf alle Fabeln unerbittlich sein. (Anspielung auf Kriloffs Fabeln, die in der That näher betrachtet Satiren sehr beißender Art auf russische Zustände sind). Ich würde mich vor ihnen wie vor dem bösen Feind fürchten. Sie sind voll Späße über Löwen und Adler. Aber sagen Sie was Sie wollen, obschon sie von Thieren handeln, meinen sie doch eigentlich die Czaren."

Wir glauben nicht, daß dergleichen auf deutschen Bühnen gesagt werden kann. Sicher wird wenigstens Niemand, welcher einer Aufführung von Beau-

marchais' Meisterwerk im Théâtre français seit Wiederherstellung der „Ordnung“ in Paris beigewohnt hat und sich erinnert, wie Figaro's berühmter Monolog verstümmelt worden ist, glauben, daß die komische Muse in Frankreich jemals solche lose Reden führen dürfte.

Ein anderes Ziel, welches der Verfasser verfolgt, ist, die Nachahmung ausländischen Wesens lächerlich zu machen, und zugleich zu zeigen, daß sie unausrottbar ist. Eine Probe davon enthält der zweite Act. Tschatski predigt in einer Abendgesellschaft gegen die Nachahmung deutscher und französischer Sitte. Seine Zuhörer verschwinden einer nach dem andern, bis er sich nach einem besonders heftigen Ausbruch seiner patriotischen Entrüstung plötzlich umdreht und die Entdeckung macht, daß ihm keine Seele mehr zuhört. Die Herren und Damen, die er befehlen wollte, tanzen im Hintergrund einen deutschen Walzer und Vorhangs de fällt.

Das ist, wie der Eindruck des ganzen Stückes, weder erbaulich noch komisch, wohl aber ist es bezeichnend für die Anschauung des Dichters, die darauf hinausgeht, daß das, woran die russische Gesellschaft krankt, sich wohl erkennen, aber nicht ändern läßt. Wir werden diesem Pessimismus nicht völlig beipflichten können, da seit Gribojedoffs Auftreten Mancherlei besser geworden ist, in vielen wesentlichen Dingen aber werden wir seine Meinung theilen, da sie sich auf den Grundzug im Charakter seiner Landsleute zu basiren scheint.

Wir schließen mit einigen Auszügen aus dem Kapitel, das von der Musik der Russen handelt.

„Rußland wird wahrscheinlich einmal gute Opern produciren. Das Volk liebt die Musik leidenschaftlich, und die Regierung fördert sie. Die Russen wissen guten Gesang zu würdigen und haben mehre treffliche Sänger aus ihrer Mitte hervorgehen sehen, während ihre nationale Musik, was Charakter und wahre Melodie anlangt, im Allgemeinen die aller andern Nationen Europa's übertrifft. (Ein großes Wort, das wohl nur ein Engländer so gelassen aussprechen kann.) Auch sind schon seit langem fremde Musiker in Rußland sehr begünstigt worden. Die Musik der russischen Kirche ist von Pissello gelobt worden, der einige Jahre in Petersburg lebte. Voiel Dieu, der verschiedene Opern für die russische Bühne schrieb, hat ebenfalls seine Bewunderung der russischen Kirchenmusik ausgedrückt und namentlich Vortnianskis Beiträge für dieselbe gepriesen.“

„Von den modernen russischen Componisten kann ich nur sagen, daß sie sehr zahlreich sind, daß sie mehr Vocal- als Instrumentalmusik schreiben, und daß sie nicht viele Opern producirt haben. Ihre Lieder sind sehr schön, und die besten darunter haben ein entschieden nationales Gepräge, während andere wieder für die Zigeunertruppen geschaffen sind, die als Musikbänden im Lande umherziehen. Die ganze neuere populäre Musik in Rußland scheint uns in solche Melodien, die den Styl der nationalen Weisen nachahmen, und in solche zu zerfallen, die Nachahmungen oder Variationen der traditionellen Zigeunerlieder sind. Jene zeichnen sich durch ihre Einfachheit und Schwermuth, diese durch ihr leidenschaftliches Feuer und einen gewissen orientalischen Charakter aus. Natürlich kommen dazu in jeziger Zeit manche Melodien, die mehr oder weniger fremder, vorzüglich italienischer Musik nachgebildet sind. Aber trotz des Einflusses der italienischen Oper und der zahlreichen italienischen Componisten, welche das Land von Zeit zu Zeit besucht haben, trotz der vielen deutschen Musiklehrer in Petersburg und Moskau haben die Russen eine nationale Musikschule, was sich nicht bloß aus ihren Liedern, sondern auch aus den Opern Glinka's und Werstoffski's darthun läßt.“

Glinka hat außer andern Werken, Liedern, Quartetten u. d. die Oper

„*Jiſn za Czarya*“ (das Leben für den Czar) geſchrieben, die 1843 zuerſt aufgeführt wurde und jedenfalls viel Nationales enthält, gegenwärtig aber ſelten mehr auf die Bühne kommt und auch von ihren Arien nichts an das Volk abgegeben zu haben ſcheint.

Werſtoffski, jetzt Director der Moskauer Oper und Componiſt vieler Lieder, hat ſich vorzüglich durch die Opern „*Aſkoldowa Mogila*“ (das Grab Aſkolds) und „*Gramoboi*“ bekannt gemacht. Die erſtgenannte Oper will vom künſtleriſchen Standpunkt nicht viel bedeuten. Die Ouvertüre iſt von kläglicher Armut, kein einziger Act hat ein wohlgeſüßtes Finale. Ein Muſiker von Fach würde daher „das Grab Aſkolds“ ohne Weiteres links liegen laſſen, wenn es nicht der Bausteine wegen intereſſant wäre, aus denen es zuſammengeſetzt iſt. Der Componiſt hat eine Anzahl Nationalmelodien eingefügt und den ſelbſt erfundenen eine nationale Färbung gegeben, was dem Ganzen ein nicht gerade ſchönes, aber intereſſantes Gepräge verleiht. So ſingt der Held eine Arie im Maß der Polacka, die den Bootsknechten der Wolga abgelauscht iſt, und ſo trägt die Primadonna eine andere Arie mit Chor vor, die gleichfalls unverkennbar volksthümlich iſt. Die Mehrzahl der Melodien dieſer Oper bewegen ſich, wie faſt alle ſlavischen Weiſen, in Moll, andere Arien heben Refrains oder Reſponſen im Chor, die ein anderer charakteriſtiſcher Zug ruſſiſcher Volksmuſik ſind, gleichviel ob ſie von Bauern, Zigeunern oder Koſakengeſellſchaften egecutirt wird. *Aſkoldowa Mogila* iſt alſo ein nationales Werk, und wenn wir begreifen, daß die Habitués der italieniſchen Oper und der Petersburger philharmonischen Concerte nicht allzuviel davon halten, ſo iſt es doch von großem Intereſſe für den Fremden, der Zwecke der Ethnographie verfolgt.

Baron v. Harthauſen hat in ſeinem ſonſt vielfach werthvollen Buch über Rußland den Leichtſinn gehabt, zu behaupten, „das Grab Aſkolds“ habe ihn an „die Nachtwandlerin“ und den „Freiſchütz“ erinnert. Edwards ſagt darüber: „Ich ſollte meinen, daß, wenn es an eine von den beiden Opern mahnte, es nicht wohl an die andere denken laſſen konnte, da zwiſchen beiden keine Aehnlichkeit iſt. Auch kann ich nicht begreifen, wie die Muſik Werſtoffski's irgend Jemand entweder an Bellini oder an Weber erinnern kann. Dagegen würde Werſtoffski's letzte Oper „*Gramoboi*“ dem Baron Harthauſen eher den Freiſchütz zurückerufen können, da ſich dieſelbe auf eine Sage gründet, in welcher Jemand ſeine Seele dem Böſen verkauft.“ Sonſt hat freilich auch dieſe Oper nichts von Webers Schöpfung. Das Werk erſchien (1857) prachtwoll ausgeſtattet auf der Moskauer Bühne und zog eine Zeit durch Coſtume und Decorationen an, hatte aber als Oper gar keinen Erfolg.

Bekannt als Componiſt iſt auch Lwoff, deſſen Lobgeſang auf den Czar*) Nationallied geworden iſt und als ſolches über die ruſſiſchen Grenzen hinaus Verbreitung gefunden hat. Man hat von ihm noch eine Anzahl Arien, Duette, Phantaſten und Pſalmen, von denen ebenfalls manches im Ausland Anerkennung erlangte. Weniger bekannt wird ſein, daß er die ruſſiſche Kirchenmuſik reaulirte, vielleicht ebensowenig, daß er bei Gelegenheit der letzten Kaiſerkrönung in Moskau ſtatt der großen Trommel ein neues ſehr wirkungsvolles Inſtrument in der Muſik einführte — die Kanone nämlich.

*) Beiläufig aus Reminiſcenzen an das alte Jakobitenlied „*The blue bells of Scotland*“ entſtanden. D. R.

Berantwortlicher Redacteur: Dr. Moriz Buſch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. C. Elbert in Leipzig.